

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

28.3.1931 (No. 13)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 13



28. März 1931

## Heinrich Bierordt / Der alte und der junge Hoff.

Ein ungleiches Malerpaar, dieser Vater und dieser Sohn. Aber in einem waren sie einander ebenbürtig und geistesverwandt: beide waren „genialische“ Köpfe, beide durchglüht von großer Selbstbewußtheit und Selbstüberzeugtheit, jeder in seiner Art nicht „unsympathisch“. Beide hießen sie Carl — aber mit C geschrieben.

Der Ältere von gedrungener Gestalt, der man ansah, daß die dieser Gestalt innewohnende Persönlichkeit ein Schöpfer in künstlerischen Hervorbringungen war; der jüngere von gertenschlanter, biegsamer, geschmeidiger, fast grazienhafter Erscheinung, die häufig dem Malervater als brauchbares, seinen Gemälden zur Herde reichendes Modell dienen durfte. Die Karlsruher Bildergalerie wies in schönerer Zeit verschiedene Werke des alten Hoff auf; so z. B. ein reizendes Vagenbild, zu dem der Sohn dem Vater Modell stand. Eine der schönsten Straßen der Stadt Karlsruhe, die „Hoffstraße“, hält die Erinnerung an seine geschwundene Größe wach.

An Weihnachten 1870, kurz nach seiner Berufung an die Karlsruher Akademie der Künste — er war übrigens Badener, eines Baderbäckers Sohn aus Mannheim —, hatte ich den in voller Manneskraft stehenden Vater Hoff in einem kleinen Herrenabend bei dem Dichter Josef Viktor von Scheffel kennen gelernt. Er las aus seinem jüngst zuvor erschienenen Gedichtband ein längeres Gedicht vor, das aber nicht allgemeinen Beifall fand, zumal es etwas unverständlich, zuweilen auch wohl fast etwas anzüglich war. Seine Vorbeeren blühten dem Dichter-Maler jedenfalls nicht auf dichterischem Gebiete, wiewohl seine Formengebung von erstaunlicher Mannigfaltigkeit und Gewandtheit zeugte.

Wo er die Würde der Kunst irgendwelchen Angriffen ausgesetzt sah oder auch nur ausgesetzt zu sehen vermeinte, spie er Gift und Galle. Er war ein richtiger Priester der Kunst, vorab seiner Kunst: der Malerei.

Hoff war noch ein Maler, kein Kunstmaler. Sich so zu heißen, hatte man zu seiner Zeit noch nicht nötig. Das war dazumal noch selbstredend. Er verstand noch zu malen, er war kein Altschüler, dessen Velschildeereien man nur auf sechs Meter Entfernung hinunterwürgen konnte, man vermochte seine Schöpfungen auch aus nächster Nähe betrachtend zu genießen; sie waren halt gemalt...

Kaum einige Jahre nach Hoff's, des Vaters, Ankunft in der badischen Hauptstadt, begab sich eine heiter-ernste Geschichte, die unserm Meister vollen Anlaß gab, sein wahres Inneres köstlich zu enthüllen. Um ihn hatte sich schon eine erhebliche Zahl von Schülern geschart.

Da zeigte sich an den Straßenecken und in den Tagesblättern ein „Schnellmaler“ an, der im Gasthaus „Zum Grünen Hof“ Vorstellungen geben und dem „Publikum“ vorführen wollte, wie man, in einer halben Stunde, glaube ich, ein Velsbild von beträchtlichem Umfang auf die Leinwand zu zaubern imstande sei.

Das war so etwas für den Künstler Hoff! Er fandte Hohn und Verachtung in Zeitungsaufsäßen gegen solchen hergezauften

Pfuischer, der sich anheißig machte, den Meistern von Fach und Beruf ins Handwerk zu pfuschen.

Nun, man mußte wirklich sagen: es nahm niemand an der Anzeige jenes Schnellmalers irgendwelchen Anstoß. Kein Mensch hielt die Würde der wahren, wirklichen Kunst dadurch für verletzt, daß ein armseltiger Kunsthandwerker sich auf diese Weise sein hartes, bitteres Brot verdienen wollte, mußte. Niemand zählte einen solch gottverlassenen Kunstnecht zu den Künstlern hoher Gattung und verehrte seine Wandschmierereien als echte Kunst.

Nicht so Meister Hoff! Er begab sich mit einem erböten Schwarm seiner Kunstjünger abends in den „Grünen Hof“, wo der Schnellmaler sein Zelt aufgeschlagen hatte. Als dieser vor einer ziemlich zahlreichen Zuhörerschaft seine Schnellmalerei beginnen wollte, machte die herbeigeeilte Schar wirklicher, junger Künstler, ihren Meister an der Spitze, dem unglücklichen Schnellmaler einen derartigen öffentlichen Auftritt, daß er schlenauigst Staffelei, sowie Saal verließ und das Wette suchte. Hoff und seine Jünger feierten ihren Sieg mit einer Nachfeier in einer Bierhalle und begossen die Geschichte. In der Presse führte der „Skandal“ noch einige Zeit ein Für- und Wider-Nachspiel an, bis er endlich erlosch —

Meine Eltern standen in gesellig-freundschaftlichem Verkehr mit der Familie Hoff, so daß auch ich manchmal dort aus und ein ging.

Der „alte“ Hoff wurde übrigens gar nicht alt, denn er erreichte bloß ein Alter von 52 Jahren; er starb schon am 13. Mai 1890. Ich nenne ihn hier nur den „Alten“ im Gegensatz zu seinem Sohne. In seiner Familie hieß es stets, daß die übermäßigen Anstrengungen bei den Vorarbeiten für den Heidelberger Jubelfeier-Festzug (1886) den Grund zu seinem vorzeitigen Tode gelegt haben. —

Der Sohn Carl Hoff, ein Ausbund von Begabung, war der innigste Freund meines jüngsten Bruders Konstantin und kam infolgedessen jahrelang fast täglich in unser Haus, so daß er auch mir, dem um ein Duzend Jahrgänge Älteren, als Duzbruder nahe trat.

Der junge Hoff hatte, wohl durch die Unregelmäßigkeit im künstlerischen Haushalte seiner Eltern daran gewöhnt, die Untugend, sich bei Tischeinladungen regelmäßig ungebührlich zu verspäten. Das war etwas, das mein ordnungsliebender, nach der Uhr lebender „pedantischer“ Vater gar nicht leiden mochte. So kam es einmal zu einem schrecklichen Auftritt, wobei mein Vater ihm, der sich abermals um eine volle halbe Stunde verspätet hatte, drohte, bei nochmaliger Verspätung sei er das letzte mal sein Gast gewesen. Dies schrieb Carl Hoff junior sich hinter die Ohren und kam künftig auf den Glockenschlag.

Mein Vater, sonst so gutmütig und duldsam, konnte nachsüchtig und nachträglich werden, wenn jemand seine Einladungen aus nicht ganz triftigen Gründen ausbschlug oder zu spät kam.

Nach dem Tode der Eltern Hoff kam der Sohn naturgemäß womöglich noch öfter zu uns und wurde fast wie ein Sohn unseres Hauses angesehen.

Inzwischen war ein ansehnlicher Maler — Kunstmaler — aus ihm selber geworden, der der Karlsruher Kunstschule zur Ehre gereichte. Auch in Paris hat er sich lange studienhalber aufgehalten und besonders gerne ging er zu seinen Malzwecken an die normanische Küste, nach dem Seebad Etretat, von wo er herrliche Skizzen mitbrachte, die einen hohen Begriff von der Schönheit jenes abenteuerlichen Felsenstrandes gaben.

Carl Hoff band sich durch die Ehe — was junge Künstler niemals allzu frühe tun sollten — vorzeitig an ein junges Mädchen, dessen Vater sich zu Bruchsal mit einem Rasiermesser den Hals abgeschritten hatte.

Das junge Paar bezog ein Landhaus im Dorfe Berghausen, unweit der badischen Hauptstadt, ein Landhaus mit solch engen, dunkeln Gängen, daß sich zwei Menschen kaum darin einander ausweichen konnten und buchstäblich aufeinanderprallen mußten.

In diesem Landhause führten sie ein eingezogenes, notgedrungen sparsames Leben, wobei gar manchmal Schmalhaus Küchenmeister war. Drei Kinder waren ihnen geboren worden, und Carls Verdienst aus der Malkunst war zeitweise sehr gering.

Da sandte das Schicksal ihm eine gütige Gönnerin — fast hätte ich gesagt: Fee; aber diese Fee war nicht schön und jung wie die Märchenfee Scheherazade von Tanjend und einer Nacht, darum will ich lieber sagen: Gönnerin.

Zu Durlach, neben der Karlsburg alten Stiles, lebte eine alte, mehr als gutmütige Dame, die durch ihre Uebergüte sich sowieso schon halb an den Bettelstab gebracht hatte. Sie hatte den Rest ihres Vermögens — es waren lauter gediegene, altbadische, mündelsichere, vierprozentige Staatspapiere — in einer Kommodehülle bei sich im Hause liegen.

Diese überherzensgute Frau, eine glücklicherweise kinderlos, und, wie gesagt, hochbetagte Witwe, hatte — o welch ein Glück für ihn! — den Narren an unserm Malercarl gefressen, und immer, wenn er in einer Notlage war, eilte er zur stets freundlich hilfsbereiten Frau Schw. . . . und sie sagte ihm unentwegt:

„Geh, Carl, hol' dir nur ein Papierle aus der Schublade!“, was Carl sich nicht zweimal sagen ließ. Er bediente sich jedesmal, tat einen Griff in die wertvolle, doch zu erschöpfende Lade, langte sich ein Papier mit der vollen, ausdrücklichen Genehmigung der Besitzerin heraus, ging hin und verwandelte es in entsprechendes Silber oder Gold, und hatte wieder eine Zeitlang zu leben.

Als das letzte Papierchen auf diese Weise zur Bank gebracht war, starb glücklicherweise die seelengute Dame gerade zu rechter Zeit, sonst hätte sie selber noch am Hungertuch knappen müssen. Doch die melkenden, bequemen Kühe hatten aufgehört, Milch zu spenden, und die guten Tage hatten ein Ende.

Um den Jammer des Daseins etwas zu vergessen, begab sich unser Künstler auf monatelange Wanderungen zu Studienzwecken nach auswärtig, ohne seiner Gattin und seinen heranwachsenden Sprößlingen, einem Söhnchen und zwei Töchterchen, auch nur ein Sterbenswörtchen zukommen zu lassen. Eines Tages stand er eben plötzlich wieder vor der Haustür. Nicht anders hatte er die daheim herrrende, um ihn sich abjorgende Hausfrau gewöhnt.

Er hatte mich schon Jahr und Tag eingeladen gehabt, doch endlich einmal sein Nachmittagsgast in dem kleinen Landhause zu Berghausen zu sein. Ich verschob es immer wieder, wie von einer Ahnung erfüllt. Schließlich kam es dazu. Dieser Besuch gestaltete sich zu einem der unerquicklichsten meines ganzen Lebens; es mußte unmittelbar zuvor irgendetwas vorgefallen sein, was im Dasein der Gatten eine entscheidende Rolle spielte. Den ganzen geschlagenen Nachmittag saß der, so jung er war, in äußerlichem Gebaren schon ein klein bißchen zum Pflücker gewordene Maler unschlüssig, auf seinem Stuhl unruhig hin und her rückend, lenkte seine Blicke bald auf seine Gattin, bald auf mich, und sagte, wie tropfenweise ein Delkrüglein austriefen lassend, unablässig und eintönig:

„Soll ich's ihm sagen? Soll ich's ihm nicht sagen? Soll ich's ihm sagen oder nicht?“

Weiter sprach er kein Wort, so sehr beschäftigt ihn irgendein Geheimnis, von dem er nicht wußte, ob er mir es anvertrauen dürfte, ob nicht. Es war unaussprechlich. Ich weiß bis zur heutigen Stunde nicht, was für ein Erschütterndes oder Ungeheures ihn damals derart umgerieben haben mochte. Aber ich machte mich frühzeitig unter solchen Umständen auf den Heimweg und nahm mir vor, den Besuch in Berghausen niemals mehr zu wiederholen.

Trotz meines stillen Gelübbes fand eine Wiederholung doch noch einmal statt, aber unter tragischen Gestirnen.

Eines Tages, mitten im Winter, bald nach Weihnachten — der Christbaum stand noch geschmückt in einer Zimmerecke des Landhauses zu Berghausen — drang ein dunkles Gerücht zu mir: Carl Hoff sei in den Schwarzwald gefahren und seit Monaten dort verschollen!

Dieses Mitleid mit seiner unglücklichen Familie trieb mich in unwirtlicher Jahreszeit nun doch wieder nach Berghausen hinaus.

Die Frau des jungen Künstlers war ja von ihrem weilschweifenden Gatten, wie gesagt, daran gewöhnt, daß er Viertel, ja fast Halbjahre verschwunden blieb und plötzlich wieder auftauchte. Sie wußte, dies geschehe heuer auch.

Weihnachten war ins Land gegangen; den kleinen Kindern zuliebe hatte sie, trotz der Vaterlosigkeit, oder vielleicht gerade erst recht deshalb, zum Trost einer Lichterbaum gezündet. Ich erfuhr nun: vor vielen Monaten sei der Unrastende tatsächlich auf den hohen Schwarzwald ausgezogen.

Diesesmal aber lehrte der Unstete nicht mehr heim.

Im Frühjahr darauf, als der Schnee rings um den Feldberg geschmolzen war, fand man in einer lang und tief verschneit gewesenen Ault den Leichnam des einst so vielversprechenden, aber durch zu früh an sich geladene Lebensorgen niedergebrosenen und zermalnten, hochbegabten Künstlers.

Ob er dort den Tod gesucht, ob er durch einen Schneesturm überfallen und in eisigen Wirbeln widerwillig den frühen Tod gefunden hat, wird ein ewiges Geheimnis bleiben müssen.

Seine beklagenswerte Gattin aber, die ja schon als Mädchen das Schreckensbild des von ihr aufgefundenen, in einem Blute schwimmenden Vaters hatte schauen müssen, niedergebrosen von all dem Jammer, den unablässigen Aufregungen, der Lebensführung und Ausgang ihres Mannes ihr bereiteten, erweete nicht allzu lange darnach im Irrenhause.

## Toni Rothmund / Der Tote und die Lebenden / Novelle

### IV. (Schluß.)

Als Gorm am andern Morgen in das Wohnzimmer trat, war nur für ihn allein gedeckt. Die Magd brachte ihm sein Frühstück. Sie war ein schönes, gesundes, solches Kind mit bloßen Armen und wippenden Hüften.

Er setzte sich zu Tisch und fragte aufschauend: „Bist du gestern abend noch bei deinem Schaf gewesen — Trina?“ Dortzulande nennt man die Mädchen noch du.

Sie wurde hochrot und sagte: „I nee, Herr, wat denken Se, dat sit de Herr doch nicht!“ Auch für sie war Jan noch die Autorität, die über ihr stand.

„Na, nix für ungut“, sagte Gorm. Die Magd ging schweigend aus der Stube, aber die Tür entglitt ihrer zornigen Hand und fiel unsanft ins Schloß.

„So, nun habe ich mir Trina auch noch zum Feind gemacht“, dachte er seufzend.

Wenn Trina die Wahrheit sprach, dann war es doch Abels Schritt gewesen, dann hatte Abel bis tief in die Nacht hinein bei ihrer Mutter gesessen.

Spät erst erschien Antje, mit grauen Schatten unter den Augen. Sie sagte ihm, daß Abel für ein paar Tage zu Boje Hansen auf die Insel gefahren sei.

„Du hast sie gekränkt, Gorm. Sie behauptet, du habest deinen Namen deshalb nicht genannt, um sie auszuheulen zu können. Du mußt bedenken, daß sie in einer peinlichen Lage und darum empfindlicher ist als andere Menschen. Und wenn sie verletzt ist,

dann ist es besser, sie geht. Denn sie kann ja nicht verzeihen. Darin ist sie so hart. Nun mußt du mir Abel erlösen, Gorm.“

Aber Gorm war nur ein kläglicher Erbsch. Er las nicht kündenlang vor, und er spielte auch nicht Schaf und Wolf mit Antje, und das besonders vermehrte sie sehr.

„Jan spielte jeden Abend mit mir eine Partie, und seit er tot ist, tut es Abel. Es beruhigt die Nerven so schön, und es ist auch nicht schwer zu lernen, Gorm, obgleich es auch seine Schwierigkeiten hat, besonders, wenn man es mit Jinesen spielt.“

Gorm sah über Antjes vergräntes Gesicht zu Jans Bild hinauf.

„Das asso ist alles, was du aus dieser Seele gemacht hast? Mehr hast du ihr nicht geben können? Damit hast du dich so gekauft? Wie ein Almosen ihr jeden Abend diese Stunde geschenkt und Schaf und Wolf mit ihr gespielt? Und bist nicht erstickt daran?“

Das Bild sprach: „Ihr genügte es. Und ich hatte meine Arbeit und ich hatte Abel.“

„Hast klammte in ihm auf. „Und was hast du aus Abel gemacht? Ein freies, schönes Menschentier hast du in einen Käfig gesperrt.“

Aus der dumpfen, drückenden Luft dieses Hauses stoben seine Gedanken hinüber zu Abel auf die Insel. Er schaute sie, wie sie segelte und fischte und schwamm, wie sie im Winde im wehenden Gras stand und über das Meer hinsah —

Warum blieb er eigentlich hier? Ihn hielt nicht die ge-  
brochene Frau und nicht diese Arbeit, die nicht seine Arbeit war.  
Ihn hielt allein Abel.

Abel, die ihm grölzte, die vor ihm geflohen war —  
Er war in einen Dämpel geraten, wo sich heimlich und aus  
den moorigen Tiefen steigend Wasserpflanzen um seine Glieder  
wanden, um ihn zu fesseln. Antjes Hilfslosigkeit — Jans Wille  
wollten ihn hier gefangenhalten.

Aber er wehrte sich. Er wollte fort. In die Weite. In die  
Freiheit. Fort mit Abel.

Er sagte zu seiner Schwägerin, daß er jemanden suchen  
müsse, der die Ordnung des Nachlasses fortsetze; aber Antje  
wehrte sich. Niemand sollte Jans Sachen berühren, der nicht zur  
Familie gehörte.

„Dann in du es, Antje.“

„Ich kann es nicht.“

„Ich werde dich einarbeiten.“

„Nein, ich will das nicht. Jan wollte nie, daß ich an seine  
Sachen ging.“

„Das war sehr unrecht von Jan. Wenn du nun stirbst, soll  
dann seine ganze Lebensarbeit umsonst gewesen sein? Schreibe  
wenigstens ein Testament, daß du für den Fall deines Todes der  
Stadt seinen Nachlaß und seine Sammlungen vermacht.“

Das erreichte er. Das Testament wurde gemacht, beglaubigt  
und auf dem Rathaus niedergelegt.

Es war unerlässlich, daß Gorm bei dieser Gelegenheit mit  
den Menschen in Berührung kam, die er lieber vermieden hätte.

Sie waren freilich äußerst herzlich gegen ihn. Ueberall wurde  
er achtungsvoll aufgenommen, denn er hatte es ja zu etwas ge-  
bracht, er war sogar in einer illustrierten Zeitung abgebildet ge-  
wesen, und dann war er doch der Bruder von Jan Wiburg, dem  
großen Sohn unserer Stadt — „unserm berühmten Mitbürger,  
der auf so tragische Weise ums Leben gekommen ist“ —

Sie glaubten alle an Abels Schuld. Er fühlte es aus ihren  
Worten und mehr noch aus ihrem Schweigen. Für sie war Abel  
das fremde Kind niederer Abkunft, mit ererbten schlechten An-  
lagen — dem alles zuzutrauen war.

Gorm stellte sich Abels ragende Gestalt, ihr stolzes, reines  
Gesicht vor und dachte. Nein, dies Geschöpf war nicht frechtlichen  
Geschlechtes, es entstammte dem alten Blutadel seiner Heimat,  
den freien Bauern, den Seefahrern, den Eroberern!

Gorm glaubte an Abels Unschuld. Aber die Gewalt der all-  
gemeinen, gegenteiligen Auffassung war doch so groß, daß er sei-  
nen Glauben beständig vor dem dunkeln Schatten des Verdachtes  
verteidigen mußte. So kam es, daß er seine Gedanken nie von  
Abel lösen konnte, daß sich ihr Bild immer fester in seine Seele  
grub.

Eines Abends aber, als er noch spät am Schreibtisch saß und  
in den dicken Mappen mit Privatkorrespondenz stöberte, fiel ihm  
ein Zettel in die Hand, der alles, was er bisher gedacht hatte,  
plötzlich über den Haufen warf.

Es waren nur ein paar Zeilen von Abels Hand. Gorm hatte  
ihre Schrift nie gesehen, und das Blatt trug weder Anrede noch  
Unterschrift. Aber unter den unzähligen Briefen und Notizen  
von fremder Hand kannte er dies sofort. Wufte am lauten, jähen  
Schlag seines Herzens, daß es von Abel geschrieben war: „Alles  
soll sein, wie nie gewesen, wenn du mich jetzt gehen läßt. Ich will  
vergessen — um Mütters willen.“ Und über darüber stand  
von Jans Hand nur das einzige Wort: „Niemals!“

Da war es Gorm wie einem Menschen, der lange in der  
Dämmerung gelebt hat. Und plötzlich bricht Licht in sein Leben,  
schmerzlos, erbarmungslos: „Sie hat es doch getan. Zwischen  
Ihr und Jan sind Dinge vorgegangen, die ewig verschwiegen blei-  
ben müssen. Zwischen Ihr und Jan auf dem Boot —“

Jetzt erst wurde die Tragödie für ihn Tatsache. Denn jetzt  
erst war er selbst zum Mitspieler geworden.

Es erfaßte ihn ein solcher Haß auf Jan, daß er vor sich selber  
erschraf. Denn war nicht der Erschlagene sein Bruder gewesen,  
und was ging ihn das fremde Weib auf der Insel an?

Aber das Herz fraß nicht nach solchen Gesetzen. Hatte sich  
Jan je um seinen Bruder gekümmert, als er blind und ratlos  
in die Welt hinausrannte? Hatte Jan je dem rebellischen Jungen  
zugeredet und ihm den brüderlichen Halt gegeben, dessen er so sehr  
bedurfte? Hatte er dem Verzweifelten die Hand geboten, damals,  
als er ihm Antje Söderblom wegnahm und sich mit ihrem Geld  
den Boden für seine Bürgerruhe und seine Arbeit kaufte?

Nein, Jan ging ihn nichts an. Aber das Mädchen auf der  
Insel, das in Feindschaft mit der Welt lebte, das eine Schuld auf  
sich geladen hatte und die Kraft besaß, sie zu tragen, das ging ihn  
viel an, das war ihm verschwistert, war seine Schwester im Haß —

Ob Abel je ein leidenschaftliches Gefühl für Jan gehabt hatte?  
Er war ja ein schöner Mann gewesen, und die Augen auf dem  
Bilde brannten in einer düstern Glut. Jäh begriff Gorm ihren  
rätselhaften Blick —

Wieder und wieder las er die doppelstimmigen Zeilen auf dem  
gelben Papier. Sie ließen jede Auslegung zu. Und es war  
keine, die Gorm in dieser Nacht nicht ins Auge faßte, mit der er  
sich nicht auseinandersetzte. Aber zwischen dem Brausen des  
Meeres, zwischen seinen bitteren, haperfüllten, eiferächtigen, ver-  
zweifelten Gedanken klang es wie der Rehrim einer alten,  
wilden Ballade wieder und wieder: Sie hat es getan.

Dunkel blieb, wie es geschehen, geheimnisvoll, was sie dazu  
bewogen hatte —

Nur das eine war gewiß und war ihm so klar, als habe er  
selbst den tödlichen Schlag geführt oder ihn empfangen: Sie hat  
es getan.

Und würde sie selbst es ihm ins Gesicht abstreiten — es blieb  
eingegraben in seiner Seele mit glühenden Buchstaben: Sie hat  
es getan — sie hat es getan —

Düster war die Nacht gewesen und grau der Tag — da ließ  
sich Gorm Wiburg auf die Insel übersetzen, wo Abel weilte. Es  
sollte Klarheit werden zwischen ihm und ihr.

Diese Hallig war ein kleines, flaches Eiland, kaum ein Meter  
höher als der gewöhnliche Flußstand. Auf einer künstlichen Werft,  
auf Pfahlwerk befestigt und mit Stroh gedeckt, stand ein niedriges  
Haus. Kein Flecklein Gartenland, kein Baum, kein Strauch weit  
und breit. Auf der spärlichen Weide grast ein paar Schafe,  
Neze trockneten im Wind. Hier wohnten Boje Hansen und  
Wibie, seine Frau. Ihre Söhne waren alle auf See, ihre Töchter  
verheiratet. Die beiden Alten wollten hier leben und sterben.

Boje Hansen saß in einem an Land gezogenen Boot und  
rauchte aus seiner kurzen Pfeife. Er hatte sich wenig verändert  
in all den Jahren, seit Gorm ihn nicht gesehen hatte; nur sein  
runder Schifferbart war noch etwas weißer und sein verwitter-  
tes, rötliches Gesicht noch etwas runzliger geworden. Als  
Gorm vor ihm stand, nahm der Alte die Pfeife aus dem Mund,  
spuckte in weitem Bogen aus und fragte ziemlich unfreundlich in  
seiner heimischen, herben Mundart: „Was willst du hier, Gorm  
Wiburg?“

„Guten Tag, Boje Hansen. Ich muß mit Abel reden. Sie  
ist doch wohl hier bei euch?“

„Ja, sie ist bei uns, und sie kann hier bleiben, solange sie will.  
Der aber sag ich: Laß sie in Frieden, Gorm Wiburg. Hier auf  
der Hallig sind wir die Herren, wir Hansen. Hier gilt nicht, was  
an Land gilt. Hier haben wir unser eigen Gesetz, mein Lieber.“

Er sah wirklich aus wie ein alter, vergessener Seeförig, der  
hier auf der Hallig als auf seinem Reiche hauste, und es wäre  
unmöglich gewesen, ihm begreiflich zu machen, daß auch er den  
Landesgesetzen untertan war, so ganz durchdrungen war er von  
seinem freien, stolzen Königtum. Es schien auch nicht, als ob er  
die Absicht habe, Abel zu rufen, aber da trat sie selbst aus der  
Hütte, und als sie Gorm erkannte, kam sie rasch auf ihn zu.  
Wind umflog sie, und in der Sonne strahlte ihr helles Haar. In  
Haufe, in den Jähren war nichts Auffallendes an ihr gewesen.  
Aber hier zwischen Meer und Himmel sah er, daß sie schön war,  
von jener seltenen und bewegenden Schönheit reinerer  
Menschen.

Sie stand und sah von einem der Männer zum andern.

Boje Hansen aber sagte grollend: „Das beste wäre, du  
kehrtest mit der nächsten Flut wieder um, Gorm Wiburg.“

Abel lächelte trüb. „Laß ihn, Boje. Nun, wo er gekommen  
ist, laß ihn. Es ist am besten, wir sprechen uns aus.“

Der Alte klopfte seine Pfeife aus, stieg aus dem Boot und  
brummte: „Du mußt es wissen, Abel.“

Und dann stapfte er durch den Sand der Hütte zu, ohne Gorm  
noch eines weiteren Blickes zu würdigen. Aber noch sein breiter,  
gebeugter Rücken war eine Drohung für den Eindringling — ein  
Schuß für Abel.

Sie sah ruhig zu dem Mann auf. „Warum du gekommen bist,  
das kann ich mir ja ungefähr denken, Gorm.“

„Ich muß Klarheit schaffen. Das vor allen Dingen“, sagte  
er finster.

Abel wandte den Kopf zur Seite und schaute aufs Meer  
hinans. Ihr Gesicht war so unbewegt wie das einer Galjons-  
figur auf einem Wikingerschiff. Sie sagte mit ihrer seltsam ge-  
sprungenen Stimme: „Noch hast du nichts gefragt, Gorm. Ich  
will dir ja alles sagen, was du wissen willst. Aber erst besinne  
dich, ob du dann auch das auf dich nehmen kannst, was daraus  
entsteht. Noch können wir ja über andere Dinge reden. Ueber  
meine Mutter zum Beispiel. Ueber alles das, was sie sich zurecht-  
macht, um weiterleben zu können. Um nicht den Verstand zu  
verlieren.“

„Du hast sie wohl sehr lieb?“ fragte er, während er ihre  
Schönheit in sich trank.

Todbläß war Abel Wiburg, als sie erwiderte: „Willst du das  
wirklich wissen, Gorm? Und was hilft es, wenn du es weißt? Du  
kannst Geschehenes nicht ungeschehen machen. Aber glaubt du, daß  
es leicht ist, zu schweigen? Und wenn ich es tue, begreiffst du nicht,  
daß ich Gründe dazu habe?“

„Nein, ich verrech dich nicht. Du stehst unter einem sürcht-  
baren Verdacht. Wenn du unschuldig bist, warum schweigst du?  
Und wenn du die Tat ausgeführt hast, warum nennst du deine  
Beweggründe nicht, die dich rechtfertigen, die dich freisprechen  
würden?“

Ein sonderbares Lächeln glitt über ihr Gesicht.  
„Es ist wie in alten Märchen, Gorm. Das erste Wort, das  
ich spräche, ginge wie ein Schwert durch meiner Mutter Herz.“

Es war ganz still zwischen ihnen. Die langsam steigende Flut  
rollte ihnen spielend kleine, krause Wellen vor die Füße. Gorm  
Wiburg sagte mit erstickter Stimme: „Ich will dich nichts mehr  
fragen. Gib mir die Hand und laß uns Freunde sein.“

Sie verschränkte die Arme auf dem Rücken. „Meine Hand  
geb' ich dir nicht, und mein Freund kannst du nicht sein. Dring  
nicht in mich. Es ist unmöglich.“

„Weißt du denn, warum ich hergekommen bin, Abel?“  
 „Ja. Um Rechenschaft von mir zu fordern.“  
 „Nein. Um dich zu holen. Aus den Tümpeln heraus. In die Freiheit.“  
 Sie schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Gorm. Quäl mich nicht. Es kann nicht sein nach dem, was zwischen deinem Bruder und mir geschehen ist!“

Eine rote Blutwelle überstürzte ihn. Er faßte ihre Handgelenke mit schmerzendem Druck. „Sag' mir die Wahrheit. Hast du ihn geliebt? Bist du sein gewesen?“

Da warf das Mädchen den Kopf zurück und brach in ein hartes, lautes Lachen aus. „Ich — Jan Wiburg geliebt? Wenn Haß und Verachtung Liebe ist — ja — dann habe ich ihn geliebt. Mit dieser Hand habe ich erschlagen, als er mich zwingen wollte. Im Kampf — Mann gegen Mann. Ich bin stark! Mich konnte er nicht überwinden! Stehst du, Gorm — so habe ich ihn geliebt! Und ich will dir's nur gestehen, ich bin froh, daß ich es einmal, ein einziges Mal hinausschreien kann: Ja — ja — ja — ich hab' es getan. Ich hab' Jan Wiburg erschlagen, als er mich an sich reißen wollte!“

Sie hatte es wirklich hinausgeschrien, wie einen verzweifeltsten Triumphgesang. Jetzt wurde sie ruhig — sie atmete tief, wie befreit von namenloser Last.

So fuhr sie fort: „Und nun ist es ganz gut so. Nun kann kommen, was will. Ich hab' es gleich gewußt, daß ich nicht würde schweigen können, wenn du mich fragtest. Gleich damals hab' ich es gewußt, darum ging ich ja auch weg. Und nun weißt du alles. Nun kannst du die ganze böse Geschichte ja vor das Gericht bringen und kannst Mutters Herz brechen, wenn du den Mut dazu hast. Nun bin ich ganz in deiner Hand.“

Gorm sprach in tiefer Erschütterung: „Weil du dich denn in meine Hand gegeben hast, so will ich dich halten als das Beste, was ich je besessen habe, nichts steht zwischen dir und mir. Ich kann dich nicht schuldig finden. Aber weil deine Rechtfertigung niemanden Nutzen bringen und deiner Mutter ein großes, unheilbares Herz'eld antun würde, so will ich von heute an dein Schweigen mit dir tragen.“

Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

Boje Hansen, der Schiffer, stand hinter ihm und sagte: „Das war ein gutes Wort. Gorm, das war gesprochen, wie ein freier

Mann spricht. Hab' ich dir nicht gesagt, daß wir hier unser eigenes Recht haben? Was kümmert uns die Welt da drüben?“

Gorm faßte des Alten Rechte und sagte: „Boje, wenn du hier König und Herr bist, dann sag uns, ob wir beide nicht zusammenkommen dürfen nach dem, was geschehen ist?“

Boje Hansen besann sich eine Zeitlang. Dann sprach er bedächtig: „Ich will euch sagen, wie ich die Sache ansehe. Jan Wiburg hat sich gegen göttliche und menschliche Gesetze veranlassen, als er Abel begehrt hat, und hat das mit dem Tode bezahlt. Abel hat sich gegen einen Mann zur Wehr gesetzt, der sie überwältigen wollte. Das ist vor keinem Gericht der Welt eine Schuld. Warum sollt ihr nicht Mann und Frau werden, wenn ihr euch lieb habt? Das kann weder vor Gott, noch vor den Menschen ein Unrecht sein.“

Gorms Gesicht leuchtete. Er streckte dem Mädchen offen die Hand hin. Schlag ein, Abel. Komm mit mir in meine Welt. Du und ich, wir gehören zusammen!“

Da endlich gab sie ihm die Rechte, und seine Finger schlossen sich fest um diese stahlharte Hand.

Es war wie ein Verlöbniß in alten, einfacheren Zeiten, ein Verspruch unverbrüchlicher Treue für das ganze Leben — für Not und Tod —

Boje Hansen, der Fischer, nahm seinen Hut ab, und seine weißen Haare flogen im Wind. Er gab die beiden Menschen zusammen mit den heiligen Bündnisworten ihrer Heimat: „So fallt ihr blühen tosamem, up ewig ungedest.“ —

Wenn Antje Wiburgs Seele die Wahrheit jemals schauernd geahnt hatte, so gab ihr dieses, daß Gorm die junge Abel zum Weibe nahm, Frieden und Ruhe zurück. Damit war in ihren Augen Abels Schuldlosigkeit dargetan. Niemals würde Gorm die Mörderin seines Bruders heiraten.

Auch in der Stadt dachte man so. Der Makel war von Abel genommen, man ließ das Paar in Frieden zehren.

Antje blieb daheim und begab sich in plötzlich wiedererwachtem Lebensmut an die Ordnung von Jans wissenschaftlichem Nachlaß. Sie lebte noch viele Jahre in Frieden und Stille und genoß es mit unschuldiger Freude, die Witwe des berühmten Mannes zu sein.

Zwischen ihr und der Tochter gingen liebevolle Briefe hin und her — aber sie sahen sich nicht wieder. Gorm und Abel lehrten nie in die enge graue Stadt am Meer zurück.

## Max Bittrich / Die Kerze.

„Verzeihung, Gnädigste!“ — „Wo wäre Grund zu zürnen, wenn ein Glasrossetchen fällt? Beim Notenwenden reißt ein lockres Licht Gar leicht den Tropfenfänger mit!“ — Zerschellt Kling ihn der Teppich an am Instrument.

„Ich Ungeschick!“ Er suchte schon die Scherben.  
 „Nur still, mein Freund! Erwächst mir denn Verderben Aus den paar Splittchen? Sie glauben nicht: Ich bin erfreut!“ — „Erfreut?“ — „Gewiß! Noch nie War meine Sorge größer und zugleich Mein Mutterherz an Seligkeiten reich Als damals —“ — „Wann?“ — „Als so, wie jetzt geschehn, Die Kerze und kristallene Manschette, Ein Häufchen Unglück, mir zu Füßen lagen!“ — „Ah, ein Geheimnis! Oder darf man fragen —?“ — „Ihr werdet lächeln!“

Klette hing an Klette  
 Vorhender Gäste an der blaffen Frau.

„Ihr alle wißt: kaum war mein Mann begraben, So lag der Fröh, der jüngste meiner Knaben, Todkrank danteder.  
 Das Serum schien das schreckliche Zuspät Zu rufen. Mit dem Tode rang ich wieder: Hinweg! Hinweg! Schon ist zuviel gemäht!“  
 Und in der Nacht, seit der mir rasch im Haar Die vielen weißen Fädchen wachsen, war Die Krankenschwester hier, und sorgend weckte Der Arzt dabet, um selbst des Fiebers wilden Gewalten und den höllischen Gebilden Der Phantasie zu steuern. Manche Stunde Durchhangten wir. Jedoch nach Mitternacht Tief schwere Pflicht ihn laut nach andrer Stätte:  
 „Ich esse bald zurück zu diesem Bette Und halte bis zum neuen Tag die Wacht!“

Ich lies um Instrument. Herausgezogen Mit Händen, die gleich schwanken Pfeifen flogen, War schnell die Kerze und mißsam Manschette

Dem Bendster aufgezinkt  
 „Und zitternd führte ich den Arzt ins Freie:  
 „Sie retten ihn!“ — „Ich komme!“ —

Und ich wankte  
 Und schleppte mich zum jungen lieben Velden Die Treppe aufwärts. Da: zwei laute Schreie!  
 Ich suche das Geländer, kann nicht scheiden, Und dennoch peitscht mich düstere Gewalt:  
 Du mußt! Du mußt! — Mein Licht verliert den Halt, Verlöscht und fällt: Der Tod! Das ist das Sterben! — Ich weiß nicht, was ich tu'. Ich angle Scherben Im dunkeln Gang, daß niemand sich verlege, Und bin der Angst ein Fang im zähen Netze:  
 Dein Junge tot! — Ihr Schrei, der Schwester Schrei!

Und Furcht im Drängen, tritt zur Tür mein Fuß,  
 Durch die schon einer jüngst für immer ging:  
 Ich möchte fliehn und will Gewißheit haben Und taste stöhnend, und da öffnet stink Die Schwester: „Sieh, die Mutter!“ —

Aus des Knaben  
 Gellärten Augen grüßt mich das Erkennen Nach schwülen Nächten: „Mutter, meine Mutter!“  
 Zwei Aermchen suchen mich, Ich will ihn küssen Und streicheln; meine starren Hände lassen Noch Licht und Trümmer nicht. „Was bringst du, Mutter?“  
 „Nur dumme Scherben, Fröh!“ — Wir Alten lachen Und tun wie trunken lauter nähr'sche Sachen.  
 „Die Scherben, Mutter, bringen die nicht Glück?“ —  
 „Die Kerze, die du mitbringst, weiterbrennen?“ —  
 „Du Dummen, deine Mutter schwimmt in Licht: Schau, blendendhell sind alle unsre Stuben: Die liebe Sonne kam uns früh zurück!“

So gab mir Gott zum zweitenmal den Ruben.

Und seht, so kann sich heut' noch der paar neuen Kristall'nen Scherben eine Mutter freuen.“